

Der Ukraine-Krieg weckt schmerzhaft Erinnerungen

1956 mussten Ungarn, zwölf Jahre später Tschechen und Slowaken nach dem Einmarsch sowjetischer Soldaten flüchten

MICHAEL VON LEDEBUR

«Über die Menschheit und unseren Erdteil hat sich von neuem eine der dunklen Nächte der Geschichte gesenkt. Die Machthaber im Kreml, besorgt um ihr Imperium, schickten ihre Panzer und Flugzeuge.» Diese Zeilen schrieb die NZZ nicht im Februar 2022, sondern im November 1956. Sowjetische Truppen schlugen damals den ungarischen Volksaufstand brutal nieder. Tausende wurden getötet, unter ihnen viele Zivilisten.

Damals rollten die Panzer nach Budapest statt nach Kiew, und die Truppen marschierten im Gewand des Sowjetkommunismus und nicht im Namen des russischen Nationalstaats. Doch auch damals liess der Kreml ein Land überfallen, dessen politischer Kurs ihm nicht passte und das er in seiner Einflussphäre wähnte. Auf dieselbe Weise verfuhr die Sowjetführung zwölf Jahre nach dem Ungarnaufstand im Sommer 1968 mit der damaligen Tschechoslowakei, als sie den Prager Frühling blutig beendete. Aus beiden Ländern flüchteten Menschen in den Westen, auch in die Schweiz. Den damals Geflüchteten gehen die Bilder aus der Ukraine auf besondere Weise nahe. Sie sehen sich an ihr eigenes Schicksal erinnert.

Bruch nach Schauprozessen

Jan Sobotkiewicz empfängt uns in seinem Einfamilienhaus in einer Zürcher Agglomerationsgemeinde. Sobotkiewicz ist 84 Jahre alt, pensionierter Gymnast, Vater von zwei erwachsenen Söhnen, verwitwet. Die aktuellen Bilder von den russischen Soldaten auf Panzern gehen «unter die Haut», sagt er. «Man fragt sich: Wie bringt man 100 000 Soldaten dazu, Leute anzugreifen, die die gleiche Sprache sprechen?» Im Sommer 1968 kletterten tschechische Zivilistinnen und Zivilisten auf die Panzer, um mit den Soldaten zu sprechen. Sie stellten fest, dass viele von ihnen kaum wussten, in welchem Land sie waren. Heute kursieren im Internet Aufnahmen, auf denen ukrainische Bürgerinnen und Bürger offenbar ahnungslos russische Soldaten zusammenstachen.

Sobotkiewicz sagt, er habe verinnerlicht, dass Vorsicht vor Russland geboten sei – auch wenn er selbstverständlich zwischen Regime und Volk unterscheidet. Er spüre dies beinahe körperlich. «Wenn ich das Wort «Kommunist» höre, geht mir das Sackmesser von alleine auf. Wladimir Putin ist für mich durch und durch ein Vertreter dieses Denkens. Er ist ein KGB-Mann.» Von Ohnmacht angesichts des Krieges ist in diesen Tagen viel die Rede. Auch Sobotkiewicz fühlt sie – und er sieht sich auch an seine damalige Ohnmacht erinnert. Sie bestehe für ihn darin, «dass man als Einzeler nichts machen kann gegen dieses System».

Sobotkiewicz erging es 1968 indes wie vielen seiner Landsleute: Er war nicht da, als die Panzer kamen. Viele Tschechoslowaken weilten im August 1968 ferienhalber in Westeuropa. Sie flüchteten nicht aktiv – vielmehr stand für sie die Rückkehr ins eigene Land nicht mehr zur Diskussion. Sobotkiewicz war auf eigene Faust aus seinem Heimatland getümt, aber bereits 1964. Der Bruch mit dem Regime kam für ihn, den jungen Turnlehrer und passionierten Eishockeyspieler, mit Schauprozessen, bei denen zahlreiche Spieler der zuvor so erfolgreichen tschechischen Eishockey-Nationalmannschaft abgeurteilt wurden.

«Die gleiche Story»

Anders als Jan Sobotkiewicz kennt Michael Bariska das Gefühl, persönlich einem russischen Panzer gegenüberzustehen. Bariska stammt aus dem Ort Szombathely in Ungarn. Er hat den Volksaufstand von 1956 miterlebt.



Ungarische Flüchtlingskinder, die nach dem Volksaufstand 1956 ohne ihre Eltern die Grenze zu Österreich überschritten haben, kommen 1957 für einen Erholungsaufenthalt in die Schweiz (Aufnahme vom Hauptbahnhof Zürich).

JULES VOGT / PHOTOPRESS / KEYSTONE

Heute ist Bariska pensionierter Forstingenieur, 86 Jahre alt, hat zwei erwachsene Kinder und ist in zweiter Ehe verheiratet. Seit einigen Jahren wohnt er in Windisch im Kanton Aargau. Auch ihm gehen die Bilder aus der Ukraine nahe – vor allem die Nachrichten von Frauen mit Kindern, die Richtung Westen abfahren, während die Männer zurückbleiben müssen. Er sagt: «Wenn man das selbst mitgemacht hat, ist es aufwühlend, zu sehen, wie sich die gleiche Story wiederholt.»

Eine Waffe trug Bariska im Herbst 1956, weil er an der Universität von Sopron studierte und die Studenten, die gegen die Sowjets opponierten, für kurze Zeit die Kontrolle über die öffentliche Ordnung übernahmen. Militärische Ausbildung war Teil des Lehrplans gewesen, den Umgang mit Waffen waren die Studenten deshalb gewohnt. Bariska hat als Bewaffneter unter anderem Hilfsgüterlieferungen aus dem Westen nach Budapest begleitet. So kam es, dass Bariska eine Artillerie-Kanone bediente, als eines Tages eine russische Einheit mit drei Panzern anrückte. Er schildert, wie ein sowjetischer Offizier ausstiegen sei und mit den Studenten verhandelt habe. Er habe ihnen freies Geleit versprochen, wenn sie abzögen. «Hätte uns jemand befohlen, auf die Russen zu schiessen, hätten wir dies wohl getan. Aber es gab niemanden, der uns befahl.»

Der Offizier und die nasse Hose

Die Studenten nahmen das Angebot an. Bariska sagt, er habe später erfahren, dass die Kanonen gar nicht gefechtsbereit gewesen wären. Der Kampf hätte den sicheren Tod bedeutet. Beim Zurücklaufen habe einer seiner Kollegen gesagt, er habe eine nasse Hose. Da habe er bemerkt, dass seine Hose ebenfalls nass war. «So ist das mit dem Heldenmut», sagt er. Bis heute wisse er nicht, ob er dankbar sein solle oder ob es Verrat gewesen sei, der ihm und seinen Kollegen das Leben gerettet habe.

Bariska sagt: «Ich habe lange gebraucht, bis ich Russen als Menschen habe anschauen können.» Er war ein Kleinkind, als Ungarn am Ende des Zweiten Weltkriegs unter russischen Einfluss geriet. Die Russen hätten als Satan gegolten, zu nichts anderm fähig, als zu rauben, zu töten und zu vergewal-

tigen. Als Student habe er dennoch gut Russisch gekonnt, er habe Puschkin im Original gelesen. Aber nach dem Überfall auf sein Land habe er alles Russische abgelehnt. «Ich wollte die Sprache vergessen. Heute verstehe ich kaum mehr ein Wort Russisch.» Auch Bariska macht einen klaren Unterschied zwischen dem russischen Regime und den Menschen. Er sagt mit Blick auf den heutigen Krieg: «Den Oberen wünsche ich alles Schlechte. Den anderen wünsche ich, dass der Albtraum vorübergeht.»

Die Historikerin Nada Boškovska ist Professorin an der Universität Zürich und Inhaberin des Lehrstuhls für Osteuropäische Geschichte. Sie versteht, dass Erinnerungen an den Ungarnaufstand und den Prager Frühling aufkommen. «Allerdings handelte es sich damals um Aufstände, die in kurzer Zeit niedergeschlagen wurden. Und die Flüchtlinge damals wussten, dass sie nicht zurückkehren können.» In der Ukraine hingegen handle es sich um einen Krieg, dessen Ausgang und Ende noch nicht klar seien.

Viel Solidarität in der Schweiz

Zwei Flüchtlingswellen kamen aus Ungarn und der Tschechoslowakei in die Schweiz, sie waren mit je rund 12 000 Personen aber vergleichsweise klein. Ist auch im jüngsten Konflikt eine grössere Flüchtlingsbewegung in Richtung Schweiz zu erwarten? Das lasse sich jetzt noch nicht abschätzen und hänge von der Dauer des Konflikts ab, sagt Boškovska. Endeten die Kampfhandlungen in absehbarer Zeit, würden die meisten Geflüchteten in ihre Heimat zurückkehren, glaubt sie.

Aber auch bei einem längeren Konflikt geht Boškovska nicht davon aus, dass sehr viele Ukrainerinnen und Ukrainer in die Schweiz kommen werden. Erfahrungsgemäss migrierten Flüchtlinge in erster Linie an Orte, an denen Verwandte oder zumindest Landsleute lebten. «Das wäre in diesem Fall Polen. Die beiden Länder sind historisch nahe, und es gibt in Polen bereits eine grosse Arbeitsmigration aus der Ukraine.» Zudem würden in Polen Arbeitskräfte benötigt, und die Bereitschaft zur Aufnahme der Bevölkerung sei gross. Gemäss der Statistik leben im Kanton Zürich lediglich rund 1400 Ukrainerinnen und Ukrainer.



Jan Sobotkiewicz im Jahr seiner Einreise in die Schweiz



Michael Bariska in jungen Jahren



Nada Boškovska Professorin für osteuropäische Geschichte an der Universität Zürich

«Wenn ich das Wort «Kommunist» höre, geht mir das Sackmesser von alleine auf. Wladimir Putin ist für mich durch und durch ein Vertreter dieses Denkens.»

Jan Sobotkiewicz

Die Solidarität war auch in der Schweiz der 1950er und 1960er Jahre gross. In einer Rückschau aus dem Jahr 1991 schrieb das «NZZ-Folio» von einer Welle der Sympathie, die den Ungarn und in etwas geringerem Umfang später den Tschechoslowaken entgegen geschlagen sei. «Das ganze Schweizervolk schien erfüllt von Mitgefühl für das leidende Ungarn. Protestdemonstrationen gegen die Sowjetunion und Solidaritätskundgebungen für das kleine Volk folgten sich landauf, landab während Wochen fast pausenlos. Wohltätigkeitskonzerte und Theateraufführungen wurden veranstaltet, Kerzenaktionen durchgeführt, Geld wurde gesammelt. Schweizer Sportler sagten aus Protest ihre Teilnahme an den Olympischen Spielen in Melbourne ab.»

Antikommunismus befeuert

Die ungarischen Flüchtlinge wurden kollektiv aufgenommen. Sollte es zu Flüchtlingsströmen kommen, sei die Aufnahme nach Kontingenten wohl auch im Falle der Ukrainer das Modell, vermutet Boškovska. Sie sieht zwei wesentliche Folgen der Flüchtlingswellen aus Ungarn und der Tschechoslowakei: Erstens hätten sie das Selbstbild der Schweiz als grosszügige humanitäre Gesellschaft gestärkt und zweitens einen scharfen Antikommunismus befeuert, der ohnehin weiter verbreitet gewesen sei als in anderen Ländern. Die Integration der in der Regel gut ausgebildeten Flüchtlinge sei, auch angesichts der nicht sehr grossen Zahl, problemlos verlaufen.

Der Tscheche Jan Sobotkiewicz sagt, die meisten seiner Landsleute seien gut ausgebildet gewesen. Er selbst habe am Gymnasium Deutsch gelernt – seine erste Station war dann dummerweise in der französischen Schweiz, beim Hockeyklub Villars. Sobotkiewicz konnte rasch arbeiten, zunächst als Eismeister, dann als Trainer beim HC Davos. Später wurde er Sportlehrer beim Akademischen Sportverband Zürich. Er sagt: «Dank dem Sport hatte ich nie Probleme, mich zu integrieren.» Heute würde er Flüchtlinge aus der Ukraine sofort aufnehmen. Auch bei sich zu Hause.

Unsicheres Daseinsgefühl

Der Ungar Michael Bariska wollte sein Land nicht verlassen. Bei einem Patrouillengang als bewaffneter Student geriet er jedoch unabsichtlich auf österreichisches Territorium und wurde für kurze Zeit in Haft genommen. Nach Ungarn konnte er nicht mehr zurück. Er wurde als Flüchtling «verteilt» und landete als einer von zehn ausgewählten ungarischen Studenten an der ETH Zürich. In den ersten drei Jahren in der Schweiz habe er zurück in die Heimat gewollt. Dann habe er sich in eine Schweizerin, seine spätere erste Ehefrau, verliebt.

Bariska sagt, er habe eine enorme Bereitschaft gehabt, die westliche Kultur «aufzusaugen». Er sei in einem unsicheren Daseinsgefühl aufgewachsen, die Ausländer aus dem Westen seien stets als besser, reicher, gebildeter angeschaut worden. Diesen Minderwertigkeitskomplex habe er nicht ohne weiteres abgelegt. Für viele sei das Leben in der Diaspora zwiespältig. Andererseits seien auch die meisten ungarischen Auswanderer gut ausgebildet gewesen. «Man konnte hier leben, ohne aufzufallen, und man konnte sich anpassen.» Ihm und anderen habe geholfen, dass er eine Schweizerin geheiratet habe. Er selbst fühle sich der neuen und der alten Heimat gleichermaßen zugehörig, sagt Bariska. Die mittlerweile dritte Generation sei in der Schweiz total daheim. Aber das eigene Land zu verlassen, bleibe ein Eingriff – mit inneren Kämpfen, die man ein Leben lang führe.